Nr. 438. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 28. August 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

König Eduard auf dem Kontinent.

F. D. Der diplomatische Sommer, „still und bewegt", knüpft weiter an die Kontinentreise König Eduards an. Nach Kronberg und Ischl die Besprechung des Königs mit Iswolski in Marienbad und nach aller Voraussicht in kurzem mit Clemenceau in Karlsbad. Für alle diese Unterredungen ist das Thema gegeben, wenn es auch in seinen verschiedenen Facetten spielt, das Wiedererwachen des Islams. Die ganze diplomatische Aufstellung ist in einer Art von Schiebung begriffen. Wer gute Ohren hätte, der würde aus allen diesen Unterredungen die Worte Konstantinopel, Kairo, Tanger herausklingen hören, für ganz vertraute Ohren auch vielleicht Madras und Bombay. Die Kombinationen, die sich entwickeln werden, liegen unter dem Schleier der Zukunft, gestattet aber ist ein Blick auf die Lage, in welcher die „untoward events" in Konstantinopel und Marokko die von König Eduard geführte Politik findet.

In einer zu wenig beachteten Wendung der großen Rede Sir Edward Greys über das Verhältnis von England und Deutschland hat er erklärt, daß eine historische Würdigung der Vorgänge der letzten zwanzig Jahre die Verantwortung für diese Entwickelung nicht England zuweisen könne. Diese zwanzig Jahre sind fast genau die Regierungszeit Kaiser Wilhelms. Als seinerzeit der Dreibund gestiftet wurde, pries das das Haupt der Tornregierung, Lord Salisbury, als ein glückliches Ereignis. Heute steht England an der Spitze der Mächte, die das Gleichgewicht gegenüber der Macht des Dreibundes aufrecht erhalten wollen. Seiner Majestät des Dreibundes allergetreueste Opposition. Daß diese neue Politik Englands eine ungemein kühne, mit großer Geschicklichkeit betriebene ist, kann nicht bestritten werden. Eine andere Frage ist, ob sie den dauernden Interessen Englands entspricht.

Den entscheidenden Schritt tat England durch den Allianzvertrag mit Japan. Rußland wird durch das von England gestützte Japan aus seiner Stellung in Ostasien herausgedrängt. Dafür wird es auf den nahen Osten angewiesen und ihm die Stelle zugeteilt, auf die Türkei zu drücken. Es gelingt England, die Verbindung Rußlands mit Oesterreich zu lösen und durch gemeinschaftliche Aktion mit ihm einen latenten Konflikt zu schaffen, in welchem die Interessen der im Dreibund verbundenen Staaten auseinanderzugehen drohen. Zuvor schon hat England durch den Marokko-Vertrag Frankreich an sich gezogen und eine Situation geschaffen, die Frankreich gegen das in seinen Interessen verletzte Deutschland auf die Unterstützung Englands verweist. Der eigentliche Vater des Marokko-Vertrages, Lord Cromer, hat den kriegerischen Gesinnungen, die ihn erfüllen, jüngst in einer Rede im englischen Oberhaus Ausdruck gegeben und damit einen wertvollen Beitrag zu dem Geist gegeben, von dem jener Vertrag ausgegangen ist.

Spanien und Norwegen werden durch englische Heiraten in den englischen Aktionskreis gezogen. In Algeciras verfagt das durch Versprechungen bezüglich Tripolis, vielleicht auch bezüglich Albaniens, angelockte Italien. Hat England so in Europa sein Aktionsfeld vorbereitet, so hat es sich in Japan den Verbündeten gesichert, der ihm durch die Seemacht die Seeherrschaft im Stillen Ozean sichert, seine Stellung in China verstärkt und der ihm die Herrschaft über Indien unbedingt garantiert. Aus der Hand Englands empfängt Frankreich dankbar das Versprechen Japans, sein ostasiatisches Besitztum zu respektieren. Das asiatische Uebereinkommen mit Rußland gibt England die Versicherung, daß von dieser Seite eine Antastung seines indischen Besitzes nicht zu befürchten sei. Diese Reihe diplomatischer Triumphe genügt indessen England noch nicht. Hypnotisch hält es die Augen auf das Anwachsen des deutschen Handels und der deutschen Flotte gerichtet. Immer aufs neue wird Deutschland als der Feind Englands denunziert.

Für den ruhigen Beobachter kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Politik und namentlich die gegen Deutschland gerichtete Spitze bei der ganz überwiegenden Masse der englischen Bevölkerung durchaus populär ist. Das ist so wahr, daß die englischen Minister und König Eduard selbst fortwährend beruhigend und abwiegelnd auf die öffentliche Meinung wirken mußten.

Den ersten Riß in dies wundervolle System tat die Sendung der amerikanischen Flotte durch Roosevelt in den Stillen Ozean. Der Traum der englisch-japanischen Suprematie im Osten war damit zerstört. Zu dem empfindlichsten Punkt in der englischen Weltstellung sind aber inzwischen die indischen Verhältnisse gediehen. Noch vor der türkischen Staatsumwälzung schrieb die sehr ernsthaft zu nehmende „Quarterly Review", das herrschende Gefühl in Indien sei die Unruhe und der Wunsch, die Engländer möchten das Land verlassen. Sie fügte indessen hinzu, mit allem, was in Indien sich ereignen könnte, würde man sicher noch fertig werden können, ausgenommen England würde mit „einer anderen großen Macht" in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Dann, aber auch nur dann wäre der Augenblick der Lebensgefahr in Indien gekommen. Als die Hauptstütze der englischen Macht gelten bis jetzt die Mohammedaner in Indien. Einige administrative Maßregeln haben sie tief verletzt, zum Beispiel die Teilung Bengalens. Und welchen Eindruck werden die Vorgänge in der Türkei namentlich auf die Mohammedaner Indiens machen?

Was in Indien noch als Zukunftsmusik erscheint, das liegt für Aegypten in greifbarer Nähe: die Forderung nach Selbstverwaltung. Die Politik Lord Cromers, der den Vizekönig brüskierte, die ägyptische Intelligenz aus der Verwaltung ausschaltete, hat die Partei der Nationalisten erst recht großgezogen. Es ist kein Zweifel, daß sie ihre Stunde nicht weniger gekommen glauben, wie es die Jungtürken taten.

Den Empfindungen Englands gibt W. Stead in seiner „Review of Reviews" einen augenscheinlich zutreffenden Ausdruck: „Während wir alle uns freuen über die Berufung eines Parlaments, ist es unmöglich, ohne ernste Besorgnis auf diesen Ausbruch politischer Leidenschaft auf einem Gebiet zu blicken, wo wir sie erloschen glaubten. Wenn ein anscheinend erloschener Vulkan zu spuken beginnt, ist es verständlich, daß die Leute, die sich in den benachbarten Vulkanen eingerichtet haben, sich fragen, ob nicht die Reihe an sie kommen wird. Von allen Ländern der Welt ist Großbritannien durch die türkische Revolution am meisten betroffen. Schon sehen wir die Wirkung der Umwälzung in dem kräftigen Aufleben der nationallistischen Agitation in Aegypten. Wenn der Sultan dem ottomanischen Reich eine Verfassung bewilligt, mit welchem Schein kann England auf der Verweigerung einer Verfassung für Aegypten bestehen? Aber Aegypten ist ein verhältnismäßig untergeordneter Punkt (?), unsere wahre Gefahr liegt in Indien."

Schon bei Beginn der englischen Aktion wegen Mazedoniens hatte es nicht an Stimmen gefehlt, welche einen ersten Fehlschlag der bis jetzt so erfolgreichen Politik voraussagten. Da kam mit unerhörter Plötzlichkeit die türkische Revolution und stellte England statt eines morschen Staatswesens eine religiös-politische Volkskraft gegenüber, deren Tragweite und Umfang noch nicht abzuschätzen ist. Es frägt sich, welche Folgen wird England an diese Tatsache knüpfen? Eine Aenderung in der Gesamtorientierung seiner Politik ist ausgeschlossen. Durch seine Allianz und seine Ententen hat sich England festgelegt; von Frankreich aus verlangt man sogar mit Heftigkeit die definitive Regelung der wohl in den Präliminarien vorliegenden militärischen Konvention. Dagegen hat die in England herrschende liberale Partei etwas spät eingesehen, daß die Führung der auswärtigen Politik langsam, aber sicher ihre Stellung untergräbt und die Ausführung ihres Programms verhindert. So haben die zukunftsreichsten Führer der Liberalen, Lloyd George und Churchill mit Heftigkeit gegen den sich vordrängenden Chauvinismus protestiert. In Ostasien erfahren die Engländer, daß sie in Japan noch mehr einen Konkurrenten als eine Hilfsmacht groß gemacht haben. So darf man erwarten, daß in der atemlosen englischen Politik zunächst eine Ruhepause eintritt, die sich in einer „Detente" Deutschland gegenüber zum Ausdruck bringen wird. Wenn König Eduard mit einem solchen Ergebnis nach Hause zurückkehren sollte, so wird das jedenfalls in Deutschland mit Befriedigung begrüßt werden.

Erkrankung des Kaisers Franz Josef.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Wien, 28. August.

Der Kaiser ist in Ischl gestern an **starkem Schnupfen und Husten erkrankt**, wahrscheinlich infolge eines Jagdausflugs, den er Dienstag auf den Steinkogel unternommen hat, wobei er des günstigen Wetters wegen keinen Wettermantel trug. Der Abstieg wurde gegen 6 Uhr abends unternommen, da kühle Witterung eintrat. Der Kaiser hatte nur die gewohnte Jagdkleidung und bloße Knie. Der Abstieg ging sehr rasch vor sich bis zu den Wagen, die im Tale warteten. Doch dauerte es eine Weile, bevor die Abfahrt erfolgte. Während dieser Zeit dürfte sich der **Kaiser erkältet haben**. Erst im Wagen nahm der Kaiser den Mantel. Er fuhr dann im offenen Wagen zurück. Gestern machte sich schon Hüsteln bemerkbar. Daraufhin wurde auch schon die für gestern angesetzte Birschfahrt abgesagt, doch ist der Kaiser fieberfrei. An der Jagd am Dienstag nahmen der Leibarzt Dr. Kerzl, Fürst Dietrichstein und beide Grafen Paar teil. An eine Absage der für die nächsten Tage anberaumten Audienzen des Ministers Marchet, v. Burian und Freiherr v. Rehrenthals wird übrigens zunächst nicht gedacht.

Des Kaisers Teilnahme an den Manövern.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Budapest, 28. August.

Vom Hoflager des Kaisers Franz Josef in Ischl ist an die ungarische Regierung die Mitteilung gekommen, daß der Kaiser unpäßlich sei, daß jedoch in die Absicht, an den **Manövern** in Ungarn teilzunehmen und überhaupt den Monat September in Ungarn zu verbringen, **keine Aenderung** ein-

Cincinnato.

Von [Nachdruck verboten.]

Gabriele d'Annunzio.

Er war nicht groß von Figur, schlank und sehnig wie ein Rohr, mit einem Löwenkopf, der sich leicht zur linken Seite neigte und mit einem Wald von kastanienbraunen Haaren, die ihm in Locken bis auf die Schultern herabfielen, bedeckt war. Im Winde wehten sie ihm wie flockige Wellen. Den Bart trug er nach Nazarenerart; auch der war ungepflegt und gelegentlich voll von kleinen Strohhalmen. Den Blick hielt er zur Erde gerichtet. Er sah immer auf die Spitzen seiner bloßen Füße. Wenn ihm jemand gerade ins Gesicht sah, schweiften seine Blicke hin und her; es lag in seinen Augen etwas Seltsames, Unerklärliches. Blickten sie starr, so sah er aus wie ein Idiot, kamen sie plötzlich in Bewegung, so sah er aus wie ein Fieberkranker: manchmal glichen sie dem grünlich dunklen Wasser eines Grabens, leblos und ohne Reflex, manchmal dem Leuchten und Blinken einer Toledoanerklinge.

Auf den Schultern trug er eine alte, rot schimmernde Jacke. Er trug sie wie ein Spanier seinen Mantel mit kecker, frecher Miene, die aber doch etwas von Eleganz und Herrenwesen zeigte. Man nannte ihn Cincinnato. Man sagte auch, daß ihm mehr als ein Sinn fehlte. Dann sprach man noch etwas unsicher von verratener Liebe, von Messerstecherei, von einer Flucht . . .

Als ich ihn kennen lernte, um die Mitte der siebziger Jahre, war ich 18 Jahre alt; er gefiel mir. In den heißen Sommerstunden, wenn der große Platz ganz verlassen und von Sonne wie übergossen war, wenn man auf den heißen Steinplatten nur zwei oder drei Hunde sich herumtreiben sah, stand ich wohl eine halbe Stunde lang hinter dem geschlossenen Fenstervorhang, nur um ihn zu beobachten. Er spazierte langsam im Sonnenbrande, mit der Miene eines großen Herrn, der sich langweilt. Manchmal näherte er sich ganz langsam den Hunden, wie um sie zu erschrecken. Dann hob er einen Stein auf und warf ihn leicht zwischen sie, dann kam er ihnen wieder von der anderen Seite näher, wo sie ihn schwanzwedelnd begrüßten.

Eines Tages machte ich mir Mut; als er unter meinem Fenster stand, steckte ich den Kopf heraus und rief: Cincinnato! Schnell wandte er sich um, sah mich an und lachte. Ich nahm dann eine Nelke aus einem Glase und warf sie ihm hinab. Seit jenem Tage wurden wir Freunde. Mich nannte er „Lockenköpfchen". Eines Samstagabends stand ich allein auf der Brücke und sah, wie die Fischerbarken zurückkehrten. Es war ein wunderbarer Julisonnenuntergang, der Himmel voll von scharlachroten und goldigen Wolken. Auf dem Flusse, der zum Meere drängte, schossen helle Blitzstrahlen lebhaft hin und her. Von der Hügelseite her schimmerten zwischen den Bäumen grünende Ufer: dichtes Schilfgestrüpp und Röhricht, Reihen von hochragenden Pappeln, deren Wipfel in feuriger Luft zu schlafen schienen. Die Fischerbarken mit ihren großen gelben und roten Segeln, die streifige und maurische schwarze Zeichen aufwiesen, kamen näher und näher, waren bereits vor Anker gegangen und entluden ihre Fische. Es drang stoßweise ein Stimmengewirr der Seelente und ein Seegeruch von der Klippe herüber. Wie ich mich plötzlich umwandte, sah ich Cincinnato vor mir. Er war in Schweiß gebadet und hielt die rechte Hand hinter dem Rücken, wie wenn er etwas verbergen wollte. Auf den dicken Lippen lag ihm, wie immer, das Lächeln eines übermütigen Jungen.

„O, Cincinnato!" .. rief ich und streckte ihm freudig meine kleine weiße Hand entgegen.

Er ging einen Schritt vor und überreichte mir einen schönen Strauß voll von flammendem Mohn und Goldregen.

„Danke, danke! Welch schöner Strauß!" rief ich.

Er wischte sich mit der Hand den Schweiß, der ihm von der Stirn herabrieselte, dann sah er auf seine benäßten Finger, sah darauf mich an und lachte.

„Der Mohn ist so rot und steht mitten im gelben Korn, dort unten auf dem Felde, und ich sah ihn, und ich nahm ihn, und ich habe ihn dir gebracht, und du hast mir gesagt: wie schön! . . . und Cincinnato hat ihn auf dem Felde gepflückt . . . und es war dort so sonnig. Es war dort . . . wie in einem Feuermeer. . . ."

So sprach er mit Unterbrechungen ganz unterwürfig; er gab sich Mühe, dem Faden des Gedankens zu folgen. Es tauchten in seinem Hirn hundert unklare Bilder auf. Er packte davon zwei oder drei, die leichten und die farbigsten, die anderen entflatterten ihm, man merkte es ihm an den Augen an, und wie ich ihn so ansah, schien er mir schön zu sein . . . Er fühlte das sofort und richtete den Kopf nach der anderen Seite zu den Barken hin.

„Segelboote . . ." sagte er nachdenklich. „Das sind zwei: eins ist oben, das andere unten im Wasser . . ."

Wahrscheinlich begriff er nicht, daß das untere ein Reflex war. Ich versuchte, es ihm so gut wie möglich zu erläutern, und er stand neben mir wie verzückt, aber offenbar begriff er nichts. Ich erinnere mich noch, wie ich das Wort „durchsichtig" anwandte.

„Durchsichtig!" . . . murmelte er eigenartig und lachte. Dann wandte er sich wieder zu den Segeln hin. Ein Blatt vom Mohn fiel in den Fluß. Er folgte ihm, soweit er konnte, mit den Blicken.

„Das geht weit, weit, weithin!" sagte er dann melancholisch mit einem unbeschreiblichen Tonfall, wie wenn ihm das Blatt lieb und wert gewesen wäre.

„Aus welcher Gegend bist du?" fragte ich ihn nach einem Moment des Schweigens.

Er wandte sich dann nach der anderen Seite hin, wo der Himmel ganz klar, ganz blank und blau war. Die bläulich schimmernden Berge zeichneten sich am Horizont ab wie ein zyklopischer Riese, der auf dem Rücken lag. Weiter zum Flusse hin streckte sich die lange eiserne Brücke, die den Himmel wie in kleine Quadrate zerteilte. Weit hinten, unter der Brücke hindurch hatte sich das Grün der Bäume verdunkelt. Von den Kasernen her erklang ein Durcheinander von Lärm und Rufen, von Lachen und von Hornsignalen.

„Ich wohnte in einem weißen Hause. Es lag neben einem großen Garten . . . und darin gab es Pfirsiche . . . und dann kam abends Tresa . . . schön war sie. Was für Augen! Schön war Tresa! . . . Aber er . . ." Dann brach er plötzlich ab. Sicherlich zog ein schwarzer Gedanke durch sein Hirn. In seinen Augen lag es dunkel. Aber dann erheiterte er sich wieder, machte mir eine tiefe Verbeugung und zog trällernd ab.

Später sah ich ihn noch oft; ging er gerade vorüber, so rief ich ihn und gab ihm Brot. Einmal bot ich ihm auch ein paar Kupfermünzen an, die ich gerade von meiner Mutter erhalten hatte. Das regte ihn auf; er wies das Geld verächtlich zurück und kehrte mir den Rücken zu. Abends traf ich ihn dann vor den Toren, ich näherte mich ihm und sagte: „Cincinnato, verzeih mir!" Er aber wandte sich ab, trottete wie ein verfolgter Bär davon und verlor sich zwischen den Bäumen.

Am nächsten Morgen stand er an unserer Haustür und wartete auf mein Fortgehen; freudig und zugleich blöde überreichte er mir einen schönen Strauß von Margueriten. Dabei waren ihm die Augen feucht, zitterten ihm die Lippen! Povere Cincinnato!

Ein andermal! — es war gegen Ende August, die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden — saßen wir beide unten am Weg. Ueber das schlummernde weite Feld klangen von weit, weit her dann und wann Stimmen und undeutliches Geräusch, gegen das Meer hin neigte sich der dunkle Saum des Fichtenwaldes, und